

Leseprobe

JOACHIM RANGNICK

# WINTER- STARRE

EIN ALLGÄU-KRIMI



Joachim Rangnick

# Winterstarre

Ein neuer Fall für Robert Walcher

## Das Buch

Klirrende Kälte im Allgäu. Ein Wanderer findet eine Leiche im Schnee. Erste Ermittlungen ergeben: Der Tote arbeitete auf einem Hof in einem einsam gelegenen Tal und wurde mit anderen Männern aus Marokko nach Deutschland eingeschleust. Als sich herausstellt, dass die Todesursache ein bislang unbekannter Virus war, gründet Kommissar Brunner eine SOKO. Robert Walcher wittert nicht zu Unrecht eine große Story, und die ländliche Idylle gerät schwer ins Wanken. Denn was Walcher an Gier und Grausamkeit aufdeckt, ist kaum zu überbieten.

## Der Autor

Joachim Rangnick ist studierter Graphiker. Heute schreibt Kriminalromane. Er lebt in Weingarten. *Winterstarre* ist der neueste Fall von Robert Walcher.

Von Joachim Rangnick sind in unserem Hause bereits erschienen:

*Der Ahnbof*  
*Bauernfänger*

List Taschenbuch

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.list-taschenbuch.de](http://www.list-taschenbuch.de)



*UN-Menschenrechtscharta, 10. Dezember 1948, Paris, Generalversammlung der Vereinten Nationen: »Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Recht geboren.«*

*Bundesrepublik Deutschland, Grundgesetz, Artikel 1, Absatz 1: »Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.«*

Originalausgabe im List Taschenbuch  
List ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin.  
1. Auflage Januar 2012  
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2012  
Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München  
Titelabbildung: Hütte: © plainpicture/Mathew Bauer,  
Wald: © Heath Korvola/gettyimages  
Satz: LVD GmbH, Berlin  
Gesetzt aus der Garamond  
Papier: Munkensprint von Arctic Paper Munkedals AB, Schweden  
Druck und Bindearbeiten: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-548-61075-7

## PROLOG

### *Kein schöner Tag*

Manchmal schimmerte der Nebel leicht golden, und sofort besserte sich die Stimmung der beiden Wanderer. Aber dann schaffte es die Sonne doch nicht, und der dichte Dunst sah aus wie zu Beginn, als sie angekommen waren: grau und ungemütlich.

Markus Egger verfluchte das Wetter, allerdings nur heimlich. Laut zu fluchen traute er sich nicht, denn sein Sohn Willi guckte ohnehin schon ziemlich angesäuert, und Markus wollte nicht auch noch seinen letzten Verbündeten verlieren.

Die abgelegene Hütte in den Bergen hatte das Leben der Familie verändert, vielleicht auch nur den Schwelbrand entfacht, der seit langem kokelte. Zuerst war seine Frau abgesprungen. Es gebe auch eine Welt außerhalb der Berge, hatte sie bei den Diskussionen über die Urlaubsplanung immer häufiger betont und war in den vergangenen Ferien mit ihrer Tochter demonstrativ ans Mittelmeer gefahren. Natürlich hatte Emma in dasselbe Horn gestoßen und ihre Mutter begeistert unterstützt. Nur Willi war auf seiner Seite geblieben, noch.

Bei diesem trüben Wetter konnte sich das jedoch schnell ändern. Fünf Tage im Nebel – keine Aussicht, die einen froh stimmt. Dazu der anstrengende Aufstieg, das eigentliche Problem für die Frauen. Schließlich musste alles den Berg hochgeschleppt werden, und selbst bei flottem Tempo bedeutete das gut zwei Stunden Qual.

Schon einige Male hatte sich Markus gefragt, ob seine leidenschaftliche Liebe für die Berge und speziell für seine Hütte den hohen Preis des Familienfriedens, vielleicht sogar seiner Ehe, wert war.

Als hätte eine höhere Instanz Mitleid mit ihm, riss endlich der Nebel auf und ließ einige zarte Sonnenstrahlen durch. Nicht viel, aber immerhin lächelte Willi ihn an, stellte eine der beiden Taschen ab und deutete mit dem Daumen nach oben. Dann nahm er die Tasche wieder auf und ging weiter.

Markus hatte seinen Sohn das Tempo vorgeben lassen, was er längst bereute, denn der Junge schritt zügellos aus, trotz der schweren Taschen und des Rucksacks. Natürlich hatte Markus die beiden schwersten Gepäckstücke genommen, die mit den Konserven und dem Werkzeug, und spürte allmählich, wie sich Schultern, Arme und Hände schmerzhaft zu verkrampfen begannen. Die dünnen Riemen des Rucksacks schnitten schon seit einer ganzen Weile tief ein. Selbst schuld, schalt er sich, warum quäle ich mich mit dem alten Ding jedes Mal wieder ab? Außerdem hätten sie ruhig zweimal gehen können, immerhin waren fünf Tage in den Bergen eingeplant.

Stumm stapften Vater und Sohn durch die Nebelfetzen auf dem Pfad, der selbst für geschulte Augen kaum erkennbar war. In manchen Schattenlöchern lagen noch schmutzig graue Schneereste, obwohl die Luft schon den Frühling versprach. Es war kühl, und jeder Atemstoß sah aus wie ein Nebelkind, das sofort vom großen Grau verschluckt wurde. Unsichtbar hinter dem Dunstvorhang rauschte Wasser, piffen und zwitscherten Vögel im Frühjahrstaumel, und manchmal heulte von ganz weit her eine Motorsäge.

Die Schmerzen in den Schultern wurden allmählich unerträglich, daher war Markus heilfroh, als sie an den drei Felsbrocken vorbei waren, die den letzten Abschnitt des Weges markierten. Noch zehn Minuten und sie würden vor der Hütte stehen.

Der erste Aufstieg nach dem Winter glich in mehrerer Hinsicht einer Strafe. Untrainiert und obendrein zu schwer bepackt, kehrte sich die Vorfreude spätestens nach halber Wegstrecke ins Gegenteil um, aber vielleicht gehörte das ja dazu.

Diesen Winter waren sie zum ersten Mal gar nicht auf der Hütte gewesen. Nicht nur weil die beiden Frauen in der Familie sich weigerten, auf sibirische Schneeschuhtour zu gehen, wie sie erklärten, auch Willi hatte nicht so richtig mitgezogen. Aus purem Trotz war Markus dann allein losgefahren, hatte aber noch vor dem Ziel umkehren müssen. Die Mautstraße, die einzige Zufahrt ins Hochtal, war wegen eines Lawinenabgangs gesperrt. Zwar würden die von der Welt abgeschnittenen Höfe regelmäßig durch Flüge mit dem Hubschrauber versorgt, hatten ihm die Polizisten an der Straßensperre erklärt, aber der Transport von Urlaubern sei nicht vorgesehen. Markus hatte sich deshalb für drei Nächte in Oberstdorf eingemietet und zu Hause dann von den herrlichen Wintertagen sowie der wunderbar staubfreien Luft geschwärmt und behauptet, dass die Hütte bis zum Dach zugeschnitten sei.

Dass er bei seiner ausführlichen und übertriebenen Schilderung der nicht stattgefundenen Schneewanderung in den Augen seines Sohnes so etwas wie Trauer zu entdecken glaubte, hatte ihn gefreut, auch wenn er sich dabei nicht ganz wohl gefühlt hatte.

Immerhin, vielleicht war die kleine Lügengeschichte einer der Gründe, dass Willi diesmal mit ins Allgäu gefahren ist, dachte er, als vor ihm die Hütte langsam Konturen annahm.

Ein Glücksgefühl aus Freude und Stolz ließ Markus lächeln, wie immer, wenn er sich seiner Hütte näherte, seinem Besitz, seinem Fleckchen Erde.

Letztlich hatte ein Zufall, eine jener seltenen Verbindungen von Ort und Zeit, ihn vor wenigen Jahren zum Eigentümer dieses

Refugiums gemacht. Auf dem Rückweg einer einsamen Tour auf den etwas über tausendsechshundert Meter hohen Gatterkopf war er zu einer Brotzeit in den *Hirschen* eingekehrt, die einzige Wirtschaft im Hochtal. Kaum hatte er Platz genommen, setzte sich ein sichtlich erregter Mann in Trachtengrün zu ihm an den Tisch und bestellte einen doppelten Enzian.

Mit einem »Leckt's mi doch alle am Oarsch« hatte er den Enzian hinuntergestürzt und dabei Markus fixiert, als ob dieser etwas mit seinem Ärger zu tun hätte. »Möchtest a Hütt'n kaffa?«, wollte der dem Dialekt nach aus München stammende als Nächstes wissen.

Markus hatte einfach genickt, ohne zu ahnen, dass er damit das wohl beste Geschäft seines Lebens abgeschlossen hatte. Einen Monat später war er für den Gegenwert von seinerzeit noch zwanzigtausend D-Mark der notariell eingetragene Besitzer einer Jagdhütte samt einem Hektar Wald. Die Auflagen der Gemeinde, an der Optik und den baulichen Maßen nichts zu verändern, hatte er gerne akzeptiert, hatten sie ihm doch dieses Juwel zugespielt. Nach jahrelangen juristischen Auseinandersetzungen mit den zuständigen Behörden – die einen Ausbau der Hütte zu einem respektablen Skihotel samt Anfahrtsstraße mit allen Mitteln verhindern wollten – hatte sich der Besitzer geschlagen gegeben.

Markus und seine Frau Gudrun renovierten in den darauffolgenden Jahren die Hütte mit ihren Kindern Emma und Willi in mühevoller Arbeit und machten sie zu einem veritablen Schmuckstück – nur leider verschuldeten und zerstritten sie sich auch dabei.

Nach jedem Winter oder längerer Abwesenheit waren die letzten Meter bis zur Hütte für Markus immer auch mit der bangen Frage verbunden, ob sie noch stand oder ob sie aufgebrochen und von Vandalen beschädigt worden war. Befreit atmete er deshalb auf, als

die Hütte noch genauso dastand, wie er sie bei seinem letzten Aufenthalt im Spätherbst des vergangenen Jahres verlassen hatte.

Willi ließ die Taschen und den Rucksack einfach fallen und hielt Markus auffordernd die offene Hand hin. Der nickte, setzte ebenfalls die höllisch schweren Taschen ab, kramte den Hüttenschlüssel aus der Hosentasche und reichte ihn seinem Sohn. Dann befreite er sich von dem Rucksack und lockerte die malträtierten Schultern. Schade, dass der Nebel die Sicht auf das Hochtal und die Berge ringsherum versperrt, dachte er, während er die schmerzenden Hände massierte. Hoffentlich verzog sich der graue Vorhang bald, denn der Panoramablick von hier oben glich einem zwar kitschigen, dafür aber wunderschönen Postkartenbild. Grünes Weideland stieg in weichen, hügligen Wellen bis zum Waldgürtel an, hinter dem es dann steil hinaufging bis zum blanken Fels der mächtigen steinernen Barrieren, die das Hochtal schützend umrahmten.

Tief atmete Markus ein und genoss die unglaublich frische, klare Luft, die eine leichte Note Tannenharz zu einem unverwechselbaren Erlebnis machte, wie sonst nirgendwo auf der Welt – jedenfalls seiner Wahrnehmung nach. Schade nur, dass Gudrun und Emma nicht dabei waren. Das hätte seine Freude verdoppelt und ihm nicht dieses schlechte Gewissen bereitet, das ihn immer dann überkam, wenn es ihm besonders gutging, er dies Hochgefühl aber nicht mit seiner Frau teilen konnte.

Mit einem wehmütigen Seufzer wandte er sich der Hütte zu und verscheuchte mit der Hand ein paar lästige Fliegen. Ungewöhnlich für diese Jahreszeit. Vermutlich liegt's am milden Winter, überlegte Markus und versuchte sich daran zu erinnern, ob der vergangene Winter wirklich so warm gewesen war. Allerdings wurde er im nächsten Moment unterbrochen, denn Willi hüpfte aus der Hütte. Nein, er hüpfte nicht, er sprang, hetzte in wilder Flucht auf Markus zu,

stolperte und landete vor dessen Füßen. Nur das laute, hektische Keuchen des Jungen war zu hören, während er die Beine seines Vaters umklammerte. Von einem Augenblick auf den anderen schien die Welt um die beiden herum verstummt zu sein, Markus hörte nur noch ein seltsames Knistern im Kopf. Ein Blick in das Gesicht seines Sohns genügte und der Funke des Entsetzens sprang auf ihn über. Was um alles in der Welt hatte der Junge in der Hütte gesehen?

Die Hüttentür stand sperrangelweit offen. Irritiert starrte Markus auf den Schatten, der wie eine Tüllgardine im Wind aus dem Türrahmen wehte. Ein dichter grauer Fliegenschwarm, der wie ein gespenstisches Lebewesen durch die Luft tanzte. Deutlich war ein Brummen zu hören, das drohend klang. Das pulsierend umherwirbelnde Wesen schien der Fährte Willis zu folgen und sich den beiden suchend zu nähern. Als die erste Welle Vater und Sohn erreichte, sprang Willi in Panik auf und fuchtelte mit den Armen wild durch die Luft. Dann stieß er seinen Vater grob zur Seite und rannte schrill kreischend im Zickzack in den Wald, der gleich hinter der Hütte begann.

Sekunden verstrichen, bis Markus reagierte und seinem Sohn hinterherhetzte. Fasziniert und zugleich abgestoßen hatte er den Schwarm wie gebannt beobachtet. Bis er Willi eingeholt hatte und den Jungen zu fassen bekam, musste er sich ordentlich anstrengen. Willi schien völlig von Sinnen, wehrte sich gegen den Griff und schlug blindlings auf seinen Vater ein. Erst die klatschenden Backpfeifen links und rechts, zu denen sich Markus schließlich durchrang, beendeten die Phase der blinden Panik. Willi ließ die Arme sinken, ging in die Knie und begann hemmungslos zu schluchzen.

Markus kniete sich neben ihn ins Moos, drückte seinen Sohn an sich und wartete. Was mochte Willi Entsetzliches in der Hütte vorgefunden haben? Und was bedeutete der Fliegenschwarm? Ein totes

Tier vielleicht, aber wie sollte es in die Hütte gekommen sein? Obwohl, Siebenschläfer und Mäuse verschafften sich ja auch immer mal wieder Zutritt. Ein Fuchs vielleicht oder ein Murmeltier? Gut möglich. Aber hätte ein Tier den Sohn derart in Panik versetzt? Markus schüttelte unbewusst den Kopf. Am liebsten hätte er sofort nachgesehen, aber ihm war klar, dass er seinen Sohn im Moment weder allein lassen noch ihn dazu bringen konnte, wieder zur Hütte zu gehen. So knieten die beiden auf dem feuchten Waldboden, bis Willi ruhiger wurde, das angebotene Papiertaschentuch annahm und sich schnäuzte.

Zögernd begann der Junge zu sprechen. »Da ... da sind ... ein Haufen ... Leichen ... in ... drinnen«, flüsterte er.

Markus nickte, als wäre das die einzig schlüssige Erklärung für den Fliegenschwarm. Vielleicht hatte er seinen Sohn aber auch nicht richtig verstanden, daher fragte er noch mal nach. »Wie, welche Leichen?«

Willi sah sich gehezt um. »Ein ... ein Haufen Tote, wie im Film.«

»Was machen die denn in unserer Hütte?« Markus war sich der Unsinnigkeit dieser Frage bewusst, daher richtete er sich auf und versuchte seiner Stimme einen festen Klang zu geben. »Ich sehe mir das mal an – du brauchst nicht mitzukommen«, beruhigte er Willi.

Der Junge riss die Augen vor Entsetzen auf, drehte sich zur Seite und begann sein Frühstück herauszuwürgen. Im nächsten Moment sprang er hektisch auf, denn einige Fliegen kreisten über dem Erbrochenen, und Markus hatte Mühe, seinen Sohn festzuhalten. Er drückte ihn mit einem Arm an sich und steckte ihm ein frisches Taschentuch zu.

»Wir gehen jetzt zu unseren Sachen zurück«, sagte er so ruhig wie möglich. »Du setzt dich ans Gatter und ich werfe einen Blick in die Hütte, okay?«

Willi schüttelte nur stumm den Kopf. Den Vorschlag, hier im Wald auf den Vater zu warten, lehnte er ebenfalls mit heftigem Kopfschütteln ab. Erst die drei Felsbrocken, die Markus nun als Warteplatz nannte, waren ihm genügend weit von dem Fliegen-schwarm entfernt.

In einem großen Bogen umrundeten sie die Hütte und gingen langsam zu den drei Tanten, wie der Junge die Felsbrocken einst getauft hatte. Dort setzte er sich zwischen die Steine und zog die Kapuze seines Anoraks tief ins Gesicht.

»Bin gleich zurück.« Markus drückte seine Schulter und eilte zur Hütte. Dabei drehte er sich einige Male um und winkte seinem Sohn zu, aber Willi reagierte nicht.

Bei jedem Schritt, den sich Markus dem Ort des Geschehens näherte, verhärtete sich der Druck in seiner Magengegend, während seine Knie immer weicher wurden. Im Laufen spielte er alle möglichen Szenarien durch. Immerhin hatte Willi von einem ganzen Haufen Leichen gesprochen, weshalb er davon ausgehen musste, auch wirklich welche vorzufinden. Schaufensterpuppen lockten nun mal keine Fliegen an. Es könnten Penner sein, überlegte er. Vielleicht hatten einige Landstreicher die Hütte als Winterquartier nutzen wollen und waren erfroren, verhungert oder hatten sich gegenseitig im Rausch umgebracht?

Die Fliegen waren immer noch da. Sie tanzten einen flirrenden Reigen vor der Hüttentür und bewegten sich dabei wie eine zentral gesteuerte Einheit. Zudem hatte es den Anschein, als würde der Schwarm ständig an Dichte zunehmen. Keine gute Vorstellung, da hindurchgehen zu müssen. Ein paar Schritte weiter und Markus stand in der Tür und damit mitten im Schwarm. Nun verstand er seinen Sohn. Er musste mit aller Kraft gegen den Impuls ankämpfen, auf dem Absatz umzudrehen und davonzurennen. Doch nicht

die Fliegen waren der Auslöser, sondern der widerliche Gestank, der ihm aus der Hütte entgegenwehte.

Er kannte ihn, denn er wusste, wie verwesendes Fleisch roch. Einer ihrer Nachbarn hatte mal eine überfahrene Katze in ihre Mülltonne gesteckt. Sie waren damals nur drei Tage weg gewesen, aber es war Sommer und selbst durch die geschlossene Tonne stank der Kadaver derart gewaltig, dass sich bald die ganze Straße beschwerte. Auch nach der Leerung hing der unverwechselbare Geruch so penetrant in der Tonne fest, dass sie eine neue kaufen mussten.

Der ganze Vorraum, Holzlager und Werkstatt in einem, brummte und war schwarz von umherschwirrenden Fliegen. Markus zog seinen Anorak wie eine Kapuze über den Kopf und versuchte durch das Futter zu atmen. Die Vorstellung, eine dieser Aasfliegen aus Versehen einzuatmen, ließ ihn die Luft mehrmals heftig ausstoßen. Hatte er nicht erst kürzlich gelesen, dass Insekten den Geruch des Todes mieden? Was machten also diese Viecher hier? Waren sie zur Eiablage gekommen oder entstammten sie bereits der frisch geschlüpften Generation? Seltsam, welche Gedanken einem in einer solchen Situation durch den Kopf gingen. Als ob da ein selbständiges Programm ablief, das einen von der Realität ablenken wollte. Und die Realität war unbeschreiblich. Nur kurz starrte Markus auf den Haufen von Müllsäcken, durch deren aufgerissene Folien eindeutig menschliche Körperteile sichtbar waren. Genau nachzählen wollte er nicht, aber es waren sicher mehr als fünf Leichen, und hinzu kam, dass sie sich zu bewegen schienen. Entsetzt erkannte Markus einen Moment später, dass ganze Scharen von kleinen schwarzen Käfern, Waldameisen und Maden diesen Eindruck erweckten.

Ein unerklärlicher Zwang hielt ihn an Ort und Stelle und ließ ihn wie gebannt auf das abstoßende Bild zu seinen Füßen blicken. Erst als sich einige der Aasfresser seinen Schuhen näherten, konnte

er sich aus der Starre lösen. Er stürmte aus dem Vorraum, wobei er beinahe auf der schmierigen Masse ausgerutscht wäre, die sich wie ausgelaufenes Fett auf dem Dielenboden gesammelt hatte, und knallte die Tür hinter sich zu.

Markus Egger torkelte wie ein Betrunkener über die Wiese vor der Hütte und kämpfte gegen den heftigen Brechreiz an. In seinem Kopfkreiste ein Karussell von Gedankenketten, die einander scheinbar selbständig jagten, ohne jedoch einen Sinn zu ergeben. Wie kamen die Toten in seine Hütte? Durch den defekten hinteren Fensterladen, den er hatte erneuern wollen? Warum gleich so viele, wie in einem Massengrab? Was sollte er Gudrun erzählen? Der Schlüssel steckte noch im Schloss. Sie mussten die Polizei verständigen. Konnten sich Leichen entzünden? Kalk! Auf Massengräber wurde oft ungelöschter Kalk gestreut. Die Maden, das Fleisch, Verwesung, Fliegen, Massenmord ...

Erst die Taschen und Rucksäcke, die noch immer im Gras standen, als wäre nichts geschehen, holten Markus in die Gegenwart zurück. Er hob die beiden Rucksäcke auf, ebenso die Tasche mit den verderblichen Lebensmitteln. Dass ich jetzt überhaupt an Lebensmittel denken kann, überlegte er verwundert. Die restlichen drei Taschen, gefüllt mit Werkzeug und Konserven, Büchern und Bettwäsche, konnten stehenbleiben. Er würde die Polizei bitten, sie mit hinunterzunehmen. Hinunter, hinauf – würde er jemals wieder in die Hütte wollen? Oder Gudrun und die Kinder? War soeben sein schönster Traum zerplatzt?

Ihm war kotzübel, und unter der Last der drei Gepäckstücke taumelte Markus Egger mit seinem noch immer unter Schock stehenden Sohn im Schlepptau von dem Ort weg, den er noch eine halbe Stunde zuvor als einen der wichtigsten in seinem Leben bezeichnet hätte.

## TEIL EINS

---

### Bergwinter

## *Vision*

Lediglich in der traditionellen Landwirtschaft bietet der Winter noch jene Erholungsphase im Jahreszyklus, nach der sich Romantiker so sehnen. Die Ernte war eingebracht, das Futter für Mensch und Tier lag in den Scheunen, und in den Kellern halfen Hefebakterien, den Zucker in den Trauben- und Obstsaften in herrliche Weine oder Most zu verwandeln. In großen Steinguttöpfen veredelten sich die Kohlköpfe in feines Sauerkraut, natürlich selbst gehobelt und gestampft. Das gespaltene Holz lag greifbar gestapelt an der Hauswand und würde die Stube in ein mollig warmes Nest verzaubern, erst recht wenn draußen klirrende Kälte herrschte oder gar ein Schneesturm ums Haus tobte.

Walchers Tochter Irmi und ihre Freundin saßen oben in Irmis Zimmer vor dem Computer und tauschten, wie in ihrer Altersgruppe heutzutage üblich, voller Vertrauen auf die Integrität eines seelenlosen Systems namens Internet ahnungslos ihre persönlichsten Geheimnisse mit irgendwelchen Freunden in Chatrooms oder über Foren und soziale Netzwerke.

Walcher hatte den Kachelofen im Wohnzimmer angeheizt, was Mathilde mit ihrem Strickzeug ebenso herbeigelockt hatte wie Kater Bärenreck und Labrador Rolli.

Bärenreck genoss während des Winters Asyl und wurde nicht

wie im Sommer aus dem Haus gejagt. Dies hatte weniger mit mangelnder Tierliebe zu tun als vielmehr mit der Eigenheit des Katers, sich im Sommer mit Vorliebe in frisch ausgebrachter Jauche zu wälzen. Nun lag er, mangels winterlicher Wiesendüngung, einigermaßen geruchsneutral auf der Ofenbank neben Mathilde und schnurrte gegen Pink Floyd an, deren CD »*Wish you were here*« Walcher aufgelegt hatte.

Die Landschaft versteckte sich unter einer Schneedecke, so hoch wie seit Jahren nicht mehr. Wie auf einer einsamen Insel kam sich Walcher auf seinem Hof vor, abgeschnitten vom Rest der Welt. Nicht wirklich so, denn der Nachbar räumte mit seinem Schneepflugtraktor regelmäßig den Weg bis zur Bundesstraße.

Im Allgäu verzögert sich zwar bei solchen Verhältnissen das Leben, aber es bricht kein Chaos aus wie in den Städten. Die Leute hier treten einfach etwas kürzer und machen sich nur dann auf den Weg, wenn es denn unbedingt sein muss. Dank Walchers Hang zu überbordender Vorratshaltung hätten sie problemlos ein paar Wochen durchhalten können.

Freitagabend war es, gegen 21.00 Uhr, und einer jener seltenen Abende, die in wohltuend zielloser Schlawfrheit versinken. Walcher hatte eine Flasche Wein entkorkt und vergewisserte sich in *Der große Johnson*, ob der Großmeister in seiner Enzyklopädie etwas über diesen Wein und das Weingut schrieb. Walchers Freund Hinteregger hatte ihm die Flasche vor einem halben Jahr aus den USA geschickt und bloß eine kryptische Mitteilung beigelegt, an die er sich allerdings nur noch bruchstückhaft erinnerte. *Wer im eigenen Weinberg wandelt, braucht nicht im Chor zu singen*, lautete sie sinngemäß.

Walcher hatte lange darüber nachgegrübelt, war aber zu keinem Ergebnis gekommen, bis Hinteregger Ende Oktober in einer seiner

E-Mails erwähnt hatte, dass er im südlichsten Zipfel Kaliforniens, im Bezirk San Tarikito, ein Weingut erworben habe und seither stolzer Besitzer eigener Weine sei. In Hugh Johnsons Weinlexikon fand er jedoch weder einen Hinweis auf diesen *Redbird* noch einen auf das Weingut gleichen Namens. Aber das konnte sich ändern, denn seinem Freund war durchaus zuzutrauen, dass er sein Weingut auf die Spitzenliste kalifornischer Winzerkunst brachte.

Der gemütlichen Stimmung wegen dachte Walcher übergangslos an Theresa. Was sie wohl in diesem Moment machte? Sich mit ihrem Sohn unterhalten, ihm ein spätes Abendbrot richten, alte Fotos ansehen? Oder bügelte sie mal wieder die Hemden von ihrem Sohnmann?

Walcher gestand sich ein, dass er Daniel oder Danny, wie der Junge sich von allen nennen ließ, nicht nur als einen Störfaktor ihrer Beziehung betrachtete, sondern ihn darüber hinaus gelinde ausgedrückt unsympathisch fand. Wäre Danny nicht Theresas Sohn, Walcher würde ganz sicher jeden Kontakt mit dieser verwöhnten, egomanischen und noch dazu linken Bazille vermeiden. Seine Beurteilung von Daniels charakterlichen Defiziten entstammte nicht etwa dem klassischen Konkurrenzdenken unter Männern. Auch ein distanzierter und wohlgesonnener Beobachter hätte den Jungen als ausgesprochenen Kotzbrocken bezeichnet, den sein gravierender Mangel an jeglicher Sozialisierung allerdings für eine bedeutende Führungsposition qualifizierte.

Obwohl Theresa ihren Sohn ähnlich kritisch sah – jedenfalls hatte sie das Walcher gegenüber mal angedeutet –, konnte sie sich ihrer Muttergefühle nicht erwehren. Diese zu aktivieren stellte für Daniel offenbar eine seiner leichtesten Übungen dar. Selbst bei Walcher hatte Danny eine Art Vatergefühl geweckt, allerdings nur in den ersten Wochen nach seiner überraschenden Ankunft. Allzu

schnell war nämlich klar, dass sich hinter Daniels überzeugendem Charme nichts weiter als eiskaltes egoistisches Kalkül verbarg. Diese Erkenntnis führte leider auch zu einer gewissen Distanz in Walchers Beziehung zu Theresa. Die Situation überforderte sie beide, weshalb sie den Ausnahmezustand ausgerufen hatten – was eigentlich bedeutete, für den jeweils anderen größtmögliches Verständnis aufzubringen und die eigenen Erwartungen zu reduzieren, jedenfalls solange diese destruktive Kraft zwischen ihnen stand.

Daniel hatte an der Zeppelin Universität am Bodensee einen Studienplatz erhalten und sich daher bei seiner Mutter eingenistet, vermutlich weil sie näher am Bodensee wohnte als sein Vater. Nach der ersten Freude über die Heimkehr des verloren geglaubten Sohnes setzte sich bei Theresa nur zögernd die Erkenntnis durch, dass dieser junge Mann recht wenig mit dem Kind gemein hatte, zu dem sie zehn Jahre lang keinen Kontakt hatte pflegen dürfen. Es war Daniels ausdrücklicher Wunsch gewesen, den er mit aller Härte und Raffinesse durchzusetzen verstanden hatte. In seiner Gedankenwelt hatte die Mutter ihn und den bedauernswerten Vater verlassen wie »eine läufige Hündin«. So hatte es Daniel jedenfalls noch vor einem Jahr formuliert, als Theresa wieder einmal einen Versuch unternommen hatte, sich ihrem Sohn zu nähern. Davon war nun selbstverständlich keine Rede mehr. Nach Daniels Schilderungen ähnelte sein Vater einem sexkranken Hengst, dessen erklärter Lebensinhalt beileibe nicht die Erziehung und das Wohlbefinden seines Sohnes darstellten, sondern der ausschließlich in der Jagd nach rossigen Stuten Ziel und Erfüllung fand.

Unbewusst stöhnte Walcher und trank einen großen Schluck des Weines, der allerdings eine zu intensive Behandlung mit Eiche verriet – seiner Meinung nach eine der größten Winzeründen der Neuzeit, noch vor dem Zusetzen von Rübenzucker.

Ihre Hilfslosigkeit hatte Theresa durchaus zugegeben. Sie war dem vermeintlich herzlichen und empathischen Lächeln ihres Sohnes ebenso wehrlos ausgeliefert wie ihrem eigenen Wunschdenken. Walcher dagegen fühlte sich hilflos aufgrund seiner Sorge, dass allzu deutliche Worte über Daniels Charakter einen Bruch ihrer Beziehung herbeiführen könnten.

Wieder griff er zum Glas, um sich abzulenken und Mathilde zuzuprosten. Sein Versuch blieb aber regelrecht in der Luft hängen. Mathilde war nicht ansprechbar, sondern entrückt. Durch ein Zeitloch in eine andere Dimension geschlüpft vielleicht. Mit beiden Händen presste sie krampfhaft die Stricknadeln mitsamt dem begonnenen Wollschal gegen den Bauch. Wie versteinert saß sie da, schien nicht zu atmen und starrte aus dem Fenster.

Unwillkürlich folgte Walcher ihrem Blick, sah aber nur einen Ausschnitt des Wohnzimmers, der sich in der nachtschwarzen Scheibe spiegelte. Langsam setzte er das Weinglas ab und überlegte, ob er Mathilde ansprechen sollte, zögerte aber. Seit Mathilde auf dem Hof lebte, hatte er sie drei-, viermal in diesem Zustand erlebt, und jedes Mal waren kurz darauf unerklärliche Dinge geschehen, die sein rationales Weltbild erheblich ins Wanken gebracht hatten.

Akzeptierte er Mathildes Wissen im Bereich der Kräutermedizin noch fraglos, so begannen seine Zweifel bei ihren Fähigkeiten, Schmerzen zu stillen oder gar Krankheiten zu erkennen, noch ehe sie ausgebrochen waren. Allerdings bewegte er sich hierbei immer noch auf einigermaßen sicherem Terrain, denn er sprach ihrem soliden medizinischen Wissen, gepaart mit ihrer großen Erfahrung und einer analytischen Beobachtungsgabe, durchaus eine hohe diagnostische Trefferquote zu. In die Problemzone kam Walcher erst bei der nächsten Stufe von Mathildes Leistungsverzeichnis. Ihre Visionen oder seherischen Fähigkeiten, oder wie das sonst bezeichnet

werden sollte, stießen in Bereiche vor, die sich gänzlich jeder rationalen Erklärung entzogen. Mehr noch, sie erzeugten bei ihm Gefühle, die von Unbehagen bis hin zu Urängsten reichten und jene Reaktion verursachten, die einem Zustand kleinkindlicher Hilflosigkeit glichen. Walcher hatte sich nicht ohne Grund immer nur als einen Helden in zweiter Reihe bezeichnet und gab unumwunden zu, dass ihm Mathilde manchmal unheimlich war.

Selbst Rolli wirkte beunruhigt. Der Hund hatte sich halb aufgerichtet und blickte irritiert zwischen Walcher und Mathilde hin und her. Der Kopf der älteren Frau hatte zu zittern begonnen, so als stünde sie unter höchster Anspannung. Ihre Hände sahen derart verkrampft aus, dass Walcher schon befürchtete, sie werde sich an den Stricknadeln verletzen. Ein Schauer lief ihm über den Rücken, als Mathilde, ohne den Mund zu öffnen, auch noch Laute ausstieß, wie sie nur Kater in der Paarungszeit von sich geben. Der Hund winselte und tappte zur Tür, als wäre ihm das Wohnzimmer plötzlich nicht mehr geheuer.

Walcher ließ ihn hinaus und wäre am liebsten mitgegangen, aber das Gefühl von Verantwortung überwog sein Unbehagen. Leicht vorgebeugt blieb er neben Mathilde stehen. Vielleicht sollte er sie aus dem offensichtlich unangenehmen Traum befreien? Er streckte gerade die Hand nach ihrer Schulter aus, als sie den Mund aufriß und tief einatmete. Gleichzeitig entkrampfte sich ihr Körper, und ihre Augen bekamen wieder Bodenhaftung.

Befreit atmete auch Walcher tief durch, ging an des Tischchen neben dem Sofa und griff nach der Weinflasche. Auffordernd hielt er sie Mathilde hin und deutete auf ihr Glas. Sie nickte mit einem dankbaren Lächeln.

Nach einem Schluck Wein nickte sie ihm noch einmal zu und meinte: »Hast sicher mitbekommen, was mit mir los war.«

Walcher zuckte mit den Schultern und setzte eine indifferente Miene auf.

Nun schüttelte Mathilde den Kopf. »Ergibt irgendwie alles keinen Sinn«, meinte sie. »Hab eine Art Hilferuf empfangen, aber um mich waren nichts als Sand und Dünen, wie in einer Wüste. Eine Frau rannte von einer Düne herunter, schrie wie verrückt und fuchtelte mit den Armen. Dann hab ich noch Kamele gesehen, und plötzlich verwandelte sich die Wüste in eine Schneelandschaft mit Bergen ringsherum. Hohe Berge, und die Tannen bewegten sich wie unter einem starken Sturm. Im nächsten Moment wanderte eine Reihe dunkler Gestalten im Gänsemarsch durch die Nacht und verschwand in einem schwarzen Loch. Der Letzte drehte sich zu mir um – und streckte die Hand nach mir aus.«

Mathilde atmete tief ein und trank einen Schluck Wein. »Ich war noch nie in einer Wüste und kenne dort auch niemanden.« Sie stand auf, sah ungläubig auf ihre Stricknadeln, die beide zu einem U verbogen waren. Wieder schüttelte sie, noch immer völlig in Gedanken, den Kopf und ging zur Tür. »Ich muss ins Bett, mir ist ganz schwindlig. Gute Nacht – und danke für den Wein.«

### *Die Brüder*

In der echten Landwirtschaft, die nicht viel mit den idealisierten, romantischen Vorstellungen der Städter zu tun hat, bietet der Winter keine wirkliche Erholung, vor allem nicht, wenn Kühe im Stall stehen. Tiere kennen keine Feiertage, haben auch in der Winterzeit Hunger, und Milch, die sofort verarbeitet werden muss, geben sie selbst bei Frost und Schneetreiben. Gut, in der Winterzeit wird kein Gras gemäht und kein Heu gemacht, auch müssen keine Zäune

instand gehalten und keine Kühe auf der Weide gehütet werden, also wird es durchaus ein wenig ruhiger. Dafür müssen die Maschinen für den Sommer gewartet werden, im Wald wird Holz geschlagen und die eine oder andere Reparatur am Haus kann auch endlich in Angriff genommen werden.

Mit Letzterem hatten die Brüder Hiemer schon im Sommer begonnen, genauer mit dem Ausbau ihres Hofes im Mägertal. Zu Vater Hiemers Zeiten wäre das nicht denkbar gewesen, aber der war im Juni begraben worden und seither hatten die Brüder das Sagen auf dem Hof.

Als sich herausstellte, dass ihnen der Vater nicht nur den Hof, sondern auch ein Sparkonto hinterlassen hatte, holten Karl und Jakob erst einmal nach, wovon sie die vergangenen Jahre geträumt hatten. Karl kaufte sich eine gebrauchte Yamaha F21 Fazer und Jakob buchte eine Pauschalreise nach Patong.

Während Karl die beiden Auspuffe röhren ließ, die Stille selbst der abgelegensten Alpenstraßen mit den einhundertfünfzig PS seines Hubraummonsters mit tausendeinhundert Kubikzentimetern entweihete und die Tage nach Tankfüllungen und Haarnadelkurven maß, stöhnte Jakob in den Armen von thailändischen Jungfrauen – jedenfalls hatte das der Hotelzuhälter versichert.

Jakob gefiel das süß-wilde Leben in Asien derart gut, dass er seinen Aufenthalt um eine Woche verlängerte, worauf Karl sich ebenfalls aufgefordert sah, erneut Gas zu geben, und noch einmal gen Süden raste.

Vater Remigius Hiemers vom Mund abgesparter Notgroschen, immerhin erstaunliche 27 000 Euro, konnte bei einem derart verschwenderischen Lebensstil allerdings nicht lange reichen. Außerdem hatten die Brüder ein Erbe angetreten, zu dem auch Amalie gehörte, die Schwester des Vaters.

Seit dem Tode der Mutter, die vor fünfundzwanzig Jahren kurz nach der Geburt Karls starb, lebte Amal, wie sie meist gerufen wurde, auf dem Hiemer-Hof. Der Vater der beiden Brüder hatte seine Schwester damals angefleht, auf den elterlichen Hof zurückzukehren und die Hauswirtschaft zu übernehmen. Welche Frau würde denn zu einem Bauern mit zwei Kindern ziehen, noch dazu auf einen abgelegenen Hof mitten in einem unwegsamem Hochtal, in dem die Wolken meist sehr tief und damit direkt auf der Seele lagen.

Nach einiger Bedenkzeit hatte Amal eingewilligt. Dabei hatte sie aber nur die Zögerliche gespielt, denn in Wirklichkeit war ihr die Entscheidung leichtgefallen. Ihren Lebensunterhalt verdiente Amalie damals als Bedienung in einem Oberstdorfer Hotel, dessen Sterne ebenso erloschen waren wie ihre eigenen.

Damals, nach der Heirat des Bruders, verließ Amalie den elterlichen Hof und schlug sich fortan als Küchenhilfe und Bedienung durch. Die ältere Schwester des Bauern und eine junge Bäuerin, zusammen unter einem Dach, das hätte sicher nichts Gutes gegeben. Ein paar Jahre früher hätte Amal vielleicht noch selbst einen Bauern mit Hof suchen können, aber mit ihren fünfunddreißig Jahren blieb ihr nur die Suche nach einer Anstellung.

Die Hoffnung auf eine eigene Familie und Kinder hatte Amal längst aufgegeben, deshalb kam sie mit Freuden zurück auf den elterlichen Hof, obwohl sie dort keinen Lohn zu erwarten hatte. Trotzdem fühlte sie sich neben ihrem Bruder wie die Bäuerin, und allein dafür lohnte sich die Schinderei. Außerdem konnte sie sich um zwei Kinder kümmern, die ja beinahe eigenes Blut waren.

Amalies Leben war durch diesen Schritt nicht einfacher geworden, aber es hatte einen Sinn erhalten. Die Buben machten ihr Freude, und hart zu arbeiten war sie von klein auf gewohnt. Auch

heute noch, mit ihren zweiundsiebzig Jahren, übernahm sie klaglos die ganze Arbeitslast auf dem Hof, als Karl und Jakob sich endlich einmal einen Urlaub gönnten, den ersten überhaupt in ihrem Leben. Schließlich hatten sie es unter der harten Zucht ihres Vaters weiß Gott nicht einfach gehabt.

Zwar krümmte sich Amals Rücken schon, die Hände fühlten sich an wie die Borke einer Fichte und morgens dauerte es ein Weilchen, bis ihre steifen Gelenke in Gang kamen, aber die achtzehn Milchkühe zu versorgen, das schaffte sie allemal. Einzig über die ungewohnte Einsamkeit beschwerte sie sich bei den Buben, als die wieder daheim waren.

Viel zu berichten hatten die Neffen nicht von ihren Erlebnissen. Was hätten sie ihrer Tante auch erzählen sollen, etwa dass Jakob es mit Minderjährigen trieb, während sich Karl in Südfrankreich von einer etwas reiferen Prostituierten hatte verwöhnen lassen, in einem klapperigen Kombi am Straßenrand? Dafür hatten sie ihr Geschenk mitgebracht: Geweihtes Wasser aus Lourdes und eine Flasche Olivenöl, extra vergine, stellte Karl auf den Tisch. Jakob legte drei Papiertüten daneben, gefüllt mit Heilkräutern, die angeblich alle gegen Gliederschmerzen halfen. Zwei der Kräutermischungen sollten bei heißen Wickeln, die dritte als Tee angewendet werden, so habe es ihm der asiatische heilige Mediziner erklärt, berichtete Jakob. Er habe die Kräuter speziell zusammenmischen lassen und deshalb eigens jemanden engagiert, der Jakobs Bericht über Amals Beschwerden in die Landessprache übersetzen konnte.

Gut, dass auf den Tüten nur thailändische Schriftzeichen gemalt waren, die zwei der Ingredienzien als landesübliche Schwarzteesorten, den Inhalt der dritten Tüte hingegen als Haarfärbemittel auswiesen. Vermutlich lobte Amal die Wirkung der thailändischen Medizin ebenso hoch wie die des heiligen Wassers aus den Pyre-

näen. In den Bergen wusste man derlei Dinge noch zu schätzen, zumal wenn sie das Prädikat »heilig« trugen.

Zur Feier anlässlich ihrer Rückkehr und aus Trauer darüber, dass die lockeren Tage nun vorüber waren, tranken Karl und Jakob einige Enzian, weshalb der Kater am nächsten Tag doppelt heftig ausfiel, als sie obendrein feststellten, dass Vaters Konto so gut wie leer geräumt war. Das schmerzte die beiden, denn von ihren Schnupperkursen hatten sie eine große Sehnsucht nach der Welt außerhalb ihres engen Tals mitgebracht. Da traf es sich gut, dass Karl im französischen Nîmes mit dem Fahrer einer Maschine gleicher Bauart, Umdrehungen und PS-Zahl Bekanntschaft gemacht hatte. Raimund Kössel, so sein Name, konnte es sich leisten, unbeschwert durch die Welt zu brausen, denn sein Bankkonto vermehrte sich anscheinend automatisch durch die Arbeit anderer. Eine Zeitarbeitsfirma betrieb er, vermietete Menschen und ihren Einsatz und verdiente nicht nur an deren Arbeit, sondern ließ sich von den dankbaren Ameisen auch noch Kost und Logis vergüten. In einem Verbund, einer Art Franchiseunternehmen fand das Ganze statt. Völlig ungefährlich sei das Unterfangen, beteuerte er, weil sämtliche Abrechnungen offiziell über eine Firma im Ausland abgewickelt wurden.

Karl war von der Idee spontan begeistert und verstand es, auch Jakob dafür zu entflammen. Warum sollten die beiden Brüder neben Kuhmilch nicht auch Arbeitskraft verkaufen können? Der abgelegene Hof bot ideale Bedingungen, und das Interesse an billigen Saisonarbeitern war groß im Allgäu, überall dort jedenfalls, wo es Drecksarbeit zu verrichten gab. In der Gastronomie zum Beispiel, ebenso auf den größeren Höfen, in Handwerksbetrieben, bei den mittelständischen Baufirmen, Sägewerken, im Maschinenbau, bei Veredelungsbetrieben ... Da müsste doch etwas zu machen sein.

Allein die Betriebe, die sie kannten, würden ihnen die billigen Arbeitskräfte mit Handkuss abnehmen, argumentierte Karl voller Überzeugung. Auf dem Hof ein paar einfache Zimmer für die Leute herzurichten sollte kein großes Problem darstellen. Ohnehin hatten sie kürzlich überlegt, Fremdenzimmer anzubieten.

So entwickelten die Brüder eine für sie sehr ungewöhnliche Geschäftigkeit und legten das zinsgünstige Darlehen der »EU-Strukturhilfe ländlicher Raum« inklusive der zu erwartenden Steuervergünstigungen in zwei Gästezimmer sowie ein Bad mit Toilette und Waschbereich an. Niemand bei der Gemeindeverwaltung oder dem Landratsamt hatte die Baupläne oder ein Konzept sehen wollen, es genügte vollauf, bei der Bank die Formulare auszufüllen, zu unterschreiben und einen Kostenvoranschlag beizulegen.

EU-Kontrolleure, sofern es sie überhaupt gab, hätten sich vermutlich über die Ausstattung der beiden Gästeapartments der Hiemers gewundert. Darin standen nämlich jeweils fünf Krankenhausbetten, dazu fünf uralte Metallspinde und ein wackeliger Tisch mit einem Elektrokocher darauf. An der Wand darüber hing ein Regalbrett, bestückt mit ein paar Gläsern, Tellern, Töpfen und Pfannen, deren Alter die Utensilien allesamt zu Antiquitäten adelte. Nun, das bedeutete in den Bergen nichts, und schon gar nicht sollte Bosheit dahinter vermutet werden. Die Menschen hier gingen eben sorgsam mit »dem Sach« um und trennten sich erst dann von Gegenständen, wenn sie ihre eigentliche Funktion verloren hatten und man ganz sicher war, sie nicht doch noch für etwas anderes gebrauchen zu können.

Stühle oder einen weiteren Tisch gab es nicht in den Zimmern, dazu reichte der Platz nicht. Außerdem konnten sich die »Gäste« ja auf die Betten setzen. Die Hiemer-Brüder waren der festen Überzeugung, dass ihre Pension in den Heimatländern der künftigen

Bewohner als purer Luxus bezeichnet werden würde. Auch dass es für beide Räume nur eine Toilette auf dem Gang gab, hielten sie für normal. Immerhin befand sich darin ein großes Waschbecken. Darin konnte man nicht nur ausgiebig Körperhygiene betreiben, sondern auch Wäsche waschen. Schließlich wuschen sich die Brüder selbst wie Generationen vor ihnen über der Spüle in der Küche, dem wärmsten Raum im Haus. Was die Heizung betraf, so stand in jedem der beiden Zimmer ein kleiner Holzofen, der sicher ausreichen würde, lagen die ausgebauten Räume doch direkt über dem Kuhstall, von dem selbst bei klirrender Kälte immer noch wohlige Wärme aufstieg, einer Fußbodenheizung gleich.

Zu erreichen waren die Gästeapartments über eine etwas steil geratene Holzstiege, die in einen Balkon mündete. Von dem Balkon, dessen mit Geranien geschmücktes Geländer einen einladenden Eindruck machte, erreichte man den offenen Gang, der zur Toilette und zu den beiden Zimmern führte. Auch der Gang vermittelte durchaus Ferienstimmung. Auf dem neu verlegten Holzboden stand eine hölzerne Truhe, und an den Wänden hingen Arbeitsgeräte der Alpwirtschaft aus vergangenen Zeiten. Die künftigen Bewohner sollten sich ja wohl fühlen können.

Amalie hatte das Tun ihrer Buben skeptisch verfolgt, freute sich am Ende aber doch auf die »Muselmänner«, von denen sie sich auch bei ihrer täglichen Arbeit Entlastung erhoffte. Immerhin würden die »Männer« an den Wochenenden nicht arbeiten, sondern könnten ihr auf dem Hof zur Hand gehen.